

Elisabeth Behn

* 6. September 1911 † 7. März 2006



1934

Meine Tante Lisbeth, so wie sie für uns immer hieß. Nun ist sie gestorben und ich war auf ihrer Beerdigung in Hannover.

Sie stammt aus Jz, einem kleinen Dorf. Eine Luftaufnahme aus den 50er Jahren vom Hof hing in ihrem Zimmer. Das Foto mit meinem Cousin und meinen Schwestern lässt die Idylle ahnen.



In Erinnerung habe ich sie immer mit ihrer Tracht. Seit 1946 ist sie Diakonisse gewesen, vorher schon Schwester, lebte in Clausthal-Zellerfeld und in Hannover; jedenfalls waren mir diese beiden Stationen bekannt. Insgesamt hatte ich eher wenig Kontakt zu ihr; das Bild von ihr von der Hochzeit meiner Eltern 1939 ist ganz typisch für sie: jahrzehntelang sah sie so aus: die Tracht und ihr Gesicht, sie alterte einfach nicht!



Im Sommer, wenn sie Urlaub machte, kam sie immer mal rum, nach Jz, ihrem Vaterhaus, und auch bei uns in Bevensen kam sie vorbei.



Aber es gibt doch Gründe, dass unser Kontakt nur gering war.

Den Anfang haben sie (diese Generation) selbst gemacht:

Dies ist ein Ausschnitt eines Bildes aus dem Jahre 1933.

Die grau gekleidete Frau ist sie, dahinter ihr Bruder, mein Onkel, vorne mit der Hakenkreuzbinde mein Vater. Worum es dabei ging, weiß ich nicht. Ich glaube nicht, dass sie richtige Nazis waren, vielmehr denke ich, dass sie dem Flügel der SA anhängen, der eine romantische, sozialrevolutionäre, nationale Richtung hatte.

Doch damit begannen für mich viele Auseinandersetzungen, auf die ich heute gelassen zurückblicken kann.

Mein Vater ist zu jung gestorben, als dass ich mit ihm Gespräche hätte führen können; vielleicht wäre für mich vieles leichter gewesen, denn zu ihm hatte ich Vertrauen, dass ich sogar heute - mit kritischem Rückblick – hätte.



Für meine Anverwandten habe ich zwei Fehler gemacht: Zuerst gefielen mir die langen Haare der Beatles, die mein ansonsten lieber und humorvoller Onkel (Foto) überhaupt nicht liebte. Ich schrieb ihm einen bitterbösen Brief mit Anspielungen auf den Judenmord, dadurch war unser Kontakt völlig unterkühlt. (Wenn man sich heute überlegt, wie unwichtig die Haarlänge heute ist, dann kann man sich solche Konflikte kaum noch vorstellen. In diesen Jahren war ich auf Tramptour in England; ich habe sehr gestaunt, da war diese Toleranz selbstverständlich.) Ja, schade, ich habe meinen Onkel auch sehr geliebt.

Den zweiten Fehler habe ich einige Jahre später gemacht. Ich habe rund zehn Jahre in Hannover gelebt und dort auch Tante Elisabeth getroffen. Wir konnten uns eigentlich gut unterhalten, tendentiell philosophisch, ich jedoch – eine Generation weiter, war nun ich auf sozialrevolutionären Spuren – ich hatte mich damals Mao verschrieben, was mir meine Tante bis zu ihrem Tode wohl übelnahm, so sagte es mir G bei der Beerdigung. Von Mao verblendet, wie meine Vorfahren von den Nazis verblendet waren, beide „Sozialutopien“ haben viel, viel Leid über die Menschheit gebracht.

Waren meine Anverwandten nicht in der Lage, mit diesen Schwierigkeiten umzugehen? Nein! War ich es? Damals auf jeden Fall auch nein - heute habe ich damit keine Probleme mehr. Die Verstocktheit im Denken, eines der Ergebnisse des III. Reiches, ist heute so nicht mehr existent. So ist diese furchtbare Geschichte Deutschlands doch sehr *mit*-verantwortlich für die Sprachlosigkeit, die zwischen uns geherrscht hat.

Und nun lebt auch meine Tante nicht mehr. Warum bin ich nach Hannover gefahren, wo ich doch kaum Kontakt mit meiner Tante hatte? Ich habe es für meine älteste Schwester gemacht, für meinen Cousin und seine Frau, um doch meinen Familiensinn zu zeigen, der letztlich so verschüttet

war. Ich habe es auch für meine Tante gemacht, ihr gewissermaßen Ehre erwiesen, weil die Konflikte für mich keine Konflikte mehr sind. Und da bereue ich doch, dass ich nicht zu ihren Lebzeiten mit meiner Schwester nach Hannover gefahren bin, wie wir es vorgehabt hatten. Wir hätten uns vielleicht versöhnt. Aber das ist nun zu spät.

Meine Schwester und ich fuhren morgens nach Hannover. Ich hatte die Karte studiert und kannte den Weg auswendig, bin halt „alter Hannoveraner“. Wir fuhren durch wunderschöne Schneelandschaft, die Straßen waren frei und trocken. Einen Parkplatz schnell gefunden, staunte ich über das Portal der Henriettenstiftung. Am Empfang hatte man keine Ahnung, bis man begriff, dass es sich um eine Diakonisse handelte, wodurch endlich der Kontakt zum Mutterhaus hergestellt wurde. Dort wurden wir freundlich empfangen, aßen zu Mittag und fanden uns um halb zwei in der Kirche des Mutterhauses ein zum Begräbnisgottesdienst.

Ich habe mich schon seit dem Tod meines Vaters gedanklich mit dem Christentum auseinander gesetzt, es hat Jahre gedauert hat und mit großer Distanz geendet. Als ich meine Tante damals in Hannover traf, war diese Auseinandersetzung noch nicht beendet und ich glaube, dass sie mich missverstand. Missverständnis, was meine Wertschätzung für sie anging, denn ich hatte und habe immer große Achtung vor ihrem Tun gehabt, vor ihrer Haltung der tätigen christlichen Nächstenliebe. Ich habe auch große Achtung und Toleranz gegenüber J, die Diakonin geworden ist und evangelische Jugendarbeit macht; das schätze ich sehr, auch wenn ich manches von diesem Geist nicht teile. „Bei Tante Elisabeth habe ich beten gelernt!“, sagte J, Überlegungen, die ich nicht nachvollziehen kann. Auch merkte ich dabei, dass die „Jzer“ einen viel engeren Kontakt zu Tante Lisbeth hatten als die Kinder des Zwillingsbruders, meinem Vater, den Tante Elisabeth Jahrzehnte überlebt hat.

Und als meine Mutter im Krankenhaus Ebstorf lag, schon sterbenskrank, da erkundigte sich Tante Lisbeth, ihre Haltung war sehr gelassen. durch sie erfuhren wir vom nahen Tod: es kam mir herzlos vor mit meinen vierzehn Jahren – nein, es war nicht herzlos; zumal, wenn man sich überlegt, mit wie viel Menschen sie als Gemeindegeweschwester die letzten Stunden geteilt haben mag.

Beim Gottesdienst sang der Chor der Diakonissen, alles ältere Frauen (Es gibt keinen Nachwuchs!), mit wunderschönen Stimmen, die so gar nicht zum Alter zu passen schienen. Und da fiel mir ein, eine solche Stimme besaß unsere Tante auch; ich höre ihre Stimme förmlich.

Mit dem Bus ging es dann zum Friedhof, weit entfernt vom Henriettenstift. Ein Sarg mit der sterblichen Hülle, wenn der in die Erde gelassen wird, das ist ein eigenartiger Moment. Mir standen keine Tränen in den Augen, was bei mir durchaus sein kann, aber trotzdem hat es mich gerührt. Vielleicht liegt es auch an der Heiterkeit, mit der man hier dem Tod begegnet. Keine Gleichgültigkeit, nein, die Verstorbene ist in den Erinnerungen da und beim anschl. Kaffee mit den Angehörigen und einigen Diakonissen erinnerte man sich an sie:

- Sie hat viel gelesen.
- Sie hatte ihren eigenen Willen. Als die Oberin sie besuchen wollte, sagte sie, das passe jetzt nicht, aber in einer Stunde. (Auf NDR 3 wurden die Buddenbrooks vorgelesen.)
- Sie hat früher Urlaub in vielen Gegenden Deutschlands gemacht (sie war auch mal in Spanien), immer hatte sie das Fahrrad dabei.
- Als Gemeindegeweschwester in Clausthal-Zellerfeld war sie erst mit dem Fahrrad, dann mit dem Moped unterwegs. Nur den vielen Schnee mochte sie nicht, auch nicht die Dunkelheit.

- Sie war lange krank.
- Am Tage vor ihrem Tod wollte sie noch unbedingt einen Druckknopf annähen.

Es kam noch vereinzelt zu Gesprächen, jemand sagte zu meiner Schwester, dass sie große Ähnlichkeit mit Tante Elisabeth besitze; Diakonisse G war öfter mit auf dem Weg nach Jz; sie erinnerte sich auch an die großen Eichen, nach denen ich sie fragte. Sich erinnern heißt heilen, fällt mir da ein.

Dann konnte man ihr Zimmer sehen und es wurde uns angeboten, Dinge, die wir haben wollten, mitzunehmen. J bat um die Bücher, die wir ihr gönnten, A mochte diese Situation überhaupt nicht, meine Schwester nahm das Radio, mein Cousin die Luftaufnahme des Hofes aus den 50er Jahren. Ich sah für mich keinerlei Rechte, irgendetwas zu nehmen, fand dann aber doch Gefallen an einem kleinen, unscheinbaren Bild.

